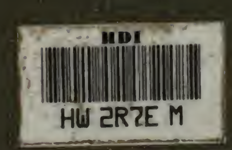








Die beiden Freunde.

Zwei Erzählungen,

aus dem

Französischen und Altdeutschen,

mitgetheilt und eingeleitet

durch

F. W. Carové.


GRÓF NICZKY LAJOS

Die
beiden Freunde.

Zwei Erzählungen,

aus dem Französischen und Altdeutschen,

mitgetheilt und eingeleitet

durch

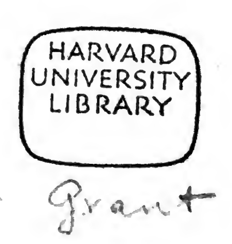
F. W. Carové.

> „Der nur liebt, dem sich nicht Du und Ich noch trennt,
> „Dem die Liebe Anfang ist und Mitt' und End'."
>
> Dschelaleddin Rumi.

Leipzig, 1831.
G. Wolbrecht'sche Buchhandlung.

Et qu'est-ce que l'amour? — Inextinguible flamme
Qui fond deux coeurs mortels et n'en fait plus qu'une
ame!

Alp. De Lamartine.



Seinem

Bruder Simon

in

unverbrüchlicher Liebe

gewidmet

vom Herausgeber.

Fürcht' dich nicht, wenn gleich die Liebe dich hinabstürzt in den Tod, —
In des Todes Nacht, die anbricht deines Lebens Morgenroth.

Mußlihheddin Saadi.

Vorwort.

Blätternd in der kürzlich erschienenen schönen Brüsseler Ausgabe von Diderot's philosophischen Werken, traf ich auf eine Erzählung, die überschrieben ist: Les deux amis de Bourbonne *). Diese Ueberschrift zog mich an. Wahre Freundschaft ist ein so köstlich, aber selten Ding, daß man eifrig jede Spur verfolgt, auf welcher man ihr nahe kommen, oder doch ihrer ansichtig werden kann, und führte der Weg auch durch eine französische Erzählung aus der als frostig berüchtigten Aufklärungszeit, und wüßte man gleich, was jedoch bei den zwei Freunden von Bourbonne der Fall nicht ist, daß das Ganze nur die Geburt einer müßigen Stunde wäre. Wer wahrhafte Freundschaft lebendig darzustellen weiß, in solchem lebt ja doch irgendwie ihr unsterbliches Wesen, denn Lebendiges geht nur aus Lebendigem hervor, und nur Liebe kann wahrhaft Liebwürdiges erzeugen. Darum, wäre der dichtende Maler eines getroffenen Freundschaftsbildes auch ohne Freund dahin gegangen, — wir reichen ihm noch über das Grab unsere Hand, und eine heiße

*) Oeuvres philosophiques de Denis Diderot. T. IV. p. 251. Bruxelles. Librairie philos. 1829.

Thräne fällt auf das Unkraut, das seine einsame Grabstätte überwuchert. Das höchste Schöne, — die wahre Liebe, — die allein Anbetungswürdige, weil sie allein alle Wesen beseligen möchte, — sie hat in ihm gelebt und gewirkt, und konnte ihr Himmelsfeuer auch nicht alle seine selbstigen Natürlichkeiten überwinden und durchläutern, er hat doch den Sieg der Liebe als ein Musterbild erkannt und hingestellt, an dem sich dann viel tausend Herzen entzünden, erkräftigen und erheben können, und der Saame des Göttlichen, den er in fremde Seelen ausgestreut, — gewiß hat der Dichter selbst ihn, schon keimend, mit hinüber genommen, wo der Seegen des Allmächtigen ihn zum tausendblumigen Lebensbaume wird aufgehen lassen! —

Daß auch Diderot manchen, aber nicht alle der ihm gemachten Vorwürfe verdiene, die freilich oft leichter auszusprechen, als zu begründen, zu begründen, als zu vermeiden sind, — kann jetzt nicht mehr in Abrede gestellt werden, wo man sich nicht mehr so leicht hinreißen läßt, die literarischen Helden aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts entweder zu verteufeln, oder zu vergöttern. Doch selbst jetzt noch gesteht eine unpartheiische Kritik *), daß Diderot „einer der „liebenswürdigsten Menschen war, auch in Hinsicht „der moralischen Güte," und berichtet, daß „bei „Keinem die Physiognomie so sehr das Wohlwollen

*) S. Ubert's Anmerk. zu seiner Uebersetzung v. P. de Barante's und M. Jay's Abhandl. üb. d. franz. Liter. im 18ten Jahrh. S. 310.

„und die Biederkeit seines Herzens zeigte," als bei ihm *). — Aber er lebte in einer innerlichst zerrissenen, herben Zeit, in welcher selbst die Poesie, besonders in Frankreich, oft nur harte Magddienste verrichten mußte. Ein schlecht und schwach gewordener Adel, ein sittenlos und heuchlerisch gewordener Klerus beherrschten und bedrückten willkührlich den immer mehr erstarkenden Bürger- oder sogenannten dritten Stand. Die Staatsverwaltung war eine Aussaugungsmaschine, die Kirche für Heuchler eine leere Ceremonie, für Dumme ein Surrogat des eigenen Besserwerdens, für edlere Gemüther eine widersinnige Zwangsanstalt geworden. Gegen schrankenlose Willkühr und Herrschsucht empörte sich das Rechtsgefühl und ein eben so schrankenlos werdendes Freiheitsstreben. Der entarteten Cultur wurde ein vermeintlicher Naturzustand, dem gemein gewordenen Adel wurden die edleren Regungen der niedrigsten Stände, einer sittenlosen Religion — ein religionloser Edelmuth, der Casuistik und herzlosen mysteriösen Dogmatik eines pharisäischen Klerus end-

---

*) Nachdem das Obige schon niedergeschrieben, lasen wir im Globe (vom 21sten Sept. 1830): „Qui lit Diderot comme il convient, avec sympathie, amour et admiration, recompose aisément ce qui est jeté dans un désordre apparent — et finit par embrasser d'un coup d'oeil l'oeuvre du grand homme, par saisir tous les traits de cette figure forte, bienveillante et hardie, colorée par le sourire, abstraite par le front, aux vastes tempes, au coeur chaud, la plus allemande de toutes nos têtes, et dans laquelle il entre du Goethe, du Kant et du Schiller tout ensemble. —

lich — wurde der gemeine Menschenverstand und das unverstellte Naturgefühl des genannten gemeinen Mannes entgegengesetzt. Eine tiefe Entrüstung gegen Anmaßung, Unrecht und Willkühr, wie gegen Glaubenszwang und Religionsheuchelei durchzitterte alle besseren Gemüther, alle wahrhaft begeisterten Dichterherzen, und Molière's Tartuffe, Voltaire's Erzählungen und Mahomet und Athalie, und Boileau's Lutrin, wie Montesquieu's persische Briefe, und J. J. Rousseau's fast sämmtliche Werke bezeugen der Nachwelt das tiefe innere Elend ihrer Zeit und den schmerzlichen geistigen Kampf, welcher durch die Verstocktheit der Gegner zuletzt zu der gräulich erhabenen Krise hingetrieben wurde, die, wie ein schweres Gewitter, zuerst nur furchtbar und zerstörend, dann aber reinigend, befruchtend, und Alles neu belebend über Europa hingezogen ist. Auch Diderot gehörte zu den eben so geistreichen als leidenschaftlichen Vorkämpfern dieser Weltschlacht, in welcher Freiheit, Vernunft und Recht einen, übrigens noch lange nicht ausgekämpften, Kampf mit Despotismus, Autorität und Willkühr begonnen, und selbst die vorliegende Erzählung trägt in ihrer ursprünglichen Abfassung die Signatur jener Zeit. Der Sohn einer adeligen Dame erzählt Olivier's, des einen Freundes, Schicksal, seinem jüngeren Bruder. Um das Weitere über Felix, dem Freunde Olivier's zu erfahren, wollen sie sich zunächst an Herrn Papin, Doctor der Theologie und Pastor von Sanct Marien zu Bour-

bonne wenden; schreiben aber, bei näherer Ueberlegung, lieber an den Unterbevollmächtigten Aubert, „der ein guter ganz aufrichtiger Mann sei, auf dessen Wahrheitsliebe man rechnen könne.“ — Der Bericht desselben bildet den zweiten Abschnitt der Erzählung, und am Schlusse derselben warnt der Berichterstatter vor dem Herrn Papin, von welchem er einen Brief an die Mutter der beiden jungen Leute beischließt, indem er befürchte, daß der „arme Pfaff, dessen Kopf etwas „beschränkt und dessen Herz ziemlich verdreht sei, von „Olivier und Felix nach seinen Vorurtheilen gesprochen „habe.“ Er beschwört sie, sich an die Thatsachen, und „an die Güte ihres Herzens zu halten, welches „ihnen besser rathen werde, als der erste Casuist der „Sorbonne.“ — Diese ganze Einkleidung, glaubte ich hierhin, in das Vorwort, versetzen zu dürfen, um hierdurch den Lesern der, übrigens unveränderten und möglichst treu übersetzten Erzählung *), einen ungetrübten Genuß zu bereiten. Hierhin versetze ich aus demselben Grunde den Brief jenes Geistlichen und die Antwort der Dame, da beide die Einseitigkeit und theilweise Verkehrtheit der Partheien zur Anschauung bringen, welche sich damals (wie selbst zum Theil noch jetzt), in Frankreich einander feindlich gegenüber standen; — zweier Partheien, deren die eine alles Natürliche, An- und Eingeborene, jede Selbstständigkeit, Freiheit und Selbstthat, als heidnisch oder gar als dämonisch verwirft und ver-

*) Ob sie bereits früher ins Deutsche übersetzt worden, ist mir nicht bekannt.

achtet; während die andere alles Uebernatürliche und Ueberlieferte, alle Demuth und Selbstverleugnung, wie alles Autoritätische gering achtet, oder doch ignoriren möchte.

Hr. Papin schreibt: „Ich weiß nicht, meine gnä„dige Frau! was der Hr. Unterbevollmächtigte Ihnen „von Olivier und Felix berichtet haben mag, noch, „welches Interesse Sie an zwei Spitzbuben nehmen „können, die keinen Fußtritt auf dieser Welt gethan „haben, der nicht mit Blut benetzt wurde. — Die „Vorsehung, welche den Einen gezüchtiget, hat dem „Anderen einige Augenblicke Aufstand gelassen, die er, „wie zu befürchten ist, wohl schwerlich benutzen wird; „— doch, des Herren Wille geschehe! Ich weiß, daß „es Leute hier giebt (und es sollte mich nicht wun„dern, wenn der Hr. Unterbevollmächtigte dazu ge„hörte) welche von jenen beiden Menschen wie von „Vorbildern seltener Freundschaft sprechen. „Was ist aber in den Augen Gottes die erhabenste „Tugend ohne die Gefühle der Frömmigkeit, „der der Kirche und ihren Vorstehern schuldigen Ehr„furcht und der Unterwürfigkeit unter das Ge„setz des Landesherrn? Olivier ist an der Thüre „seines Hauses ohne Sacramente gestorben; als „ich zu Felix bei den zwei Wittwen gerufen wurde, „konnte ich durchaus nichts Anderes aus ihm her„ausbringen, als den Namen Olivier; kein Zeichen „von Religion, kein Merkmal von Reue! Ich kann „mich nicht erinnern, daß er sich jemals im Beicht-

„stuhle eingestellt habe. Die Olivier ist ein anmaßen-
„des Weib, die bei mehr als einer Gelegenheit mir
„den schuldigen Respect versagt hat. Unter dem Vor-
„wande, daß sie lesen und schreiben könne, meint sie
„im Stande zu sein, ihre Kinder zu erziehen, und
„man sieht diese weder in der Pfarr-Schule, noch
„bei meinem Unterrichte. Mögen Sie, Hochverehrte!
„hiernach selbst ermessen, ob Leute solches Gelich-
„ters Ihrer Wohlthaten würdig seien! Das Evan-
„gelium läßt nicht ab, uns Erbarmung gegen die Ar-
„men anzuempfehlen; aber man verdoppelt das Ver-
„dienst seiner Ausspendungen durch eine gute Auswahl
„unter den Unglücklichen, und Niemand kennt die wahr-
„haft Bedürftigen besser, als der gemeinschaftliche
„Hirte der Armen und Reichen. Wollten die gnädige
„Frau mich mit Ihrem Zutrauen beehren, so würde
„ich die Spenden Ihrer Wohlthätigkeit vielleicht auf
„eine für die Unglücklichen nützlichere, und für Sie
„selbst verdienstlichere Weise anbringen.“ Der ich
mit Hochachtung u. s. w. —— Frau von ... dankte
dem Herrn Unterbevollmächtigten Aubert für seine
Aufmerksamkeit, und übersandte ihre Almosen dem
Herrn Papin mit folgendem Handschreiben: „Ich
„bin Ihnen recht sehr verpflichtet, mein Herr! für
„Ihre weisen Rathschläge. Ich gestehe Ihnen, daß
„die Geschichte jener beiden Männer mich gerührt
„hatte, und Sie werden zugeben, daß das Beispiel
„einer so seltenen Freundschaft wohl geeignet
„war, ein redliches und gefühlvolles Herz zu verfüh-

„ren. Sie haben mich aber aufgeklärt, und ich habe „eingesehen, daß es besser sei, christlichen und „unglücklichen, als natürlichen und heidni- „schen Tugenden seine Hülfsgaben zuzuwenden. „Ich ersuche Sie, den kleinen Betrag, den ich Ihnen „beifüge, anzunehmen, und ihn, nach einer besser ver- „standenen Wohlmeinung, als die meinige ist, aus- „zutheilen." Ich habe die Ehre u. s. w.

Daß beide Briefe bittern Spott enthalten, und kaum geschrieben sein können, um die eigentliche Mei- nung des Verfassers zu verhüllen, bedarf wohl keiner nähern Auseinandersetzung. Jeder solch' höhnende Spott aber stößt ab, weil er nicht bessern und heilen will, sondern lieblos und eitel, wie eine Schlange unter Rosen, unter dem gleißenden Mantel des Witzes den vergifteten Pfeil der Vernichtung schleudert. Tritt nun vollends bei Werken der schönen Künste eine solche Absichtlichkeit unverkennbar hervor, so fühlen wir uns unwillkührlich verstimmt; weil wir das selbstzweckliche Schöne, in welchem wir selig ruhen möchten, zum bloßen Mittel herabgesetzt finden, was, wie jede Ent- weihung, unser bestes Innere verletzt. Wir sehnen uns dann in andere friedliche Gefilde hinüber, oder in goldene Zeiten zurück, in welchen die Menschen noch in sich selbst und unter einander einig, sich mit gan- zem Herzen in das Schöne versenkten und aus dem ungetrübten Quell der Poesie Begeisterung zu edlen Thaten, wie zu reinen, freien Kunst- und Liebeswer- ken schöpften. So zog es auch uns, als wir Dide-

rots Erzählung gelesen, in die Vergangenheit zurück, und wir erinnerten uns freudig jener uralten Mähre von den zwei Gesellen, Amicus und Amelius, welche, im Mittelalter weit verbreitet *), — einer Zeit ihre Entstehung verdankt, die wir nicht bestimmen, und darum leicht als eine goldene träumen können. Wir hoffen auch unseren verehrten Lesern und Leserinnen eine gleich freudige Erholung zu bereiten, wenn wir ihnen diese Erzählung, die wir zur Zeit aus einer Handschrift, die der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts angehört, haben abdrucken lassen **), in allgemein verständlicher Sprache mittheilen. Die kindlich-unbefangene ruhige Darstellungsweise derselben, ihre Unschuld und tief rührende Innigkeit, ihre ursprüngliche unabsichtliche Einfalt, bilden, unseres Erachtens, einen anziehenden Gegensatz zu der absichtlich einfachen, dennoch aber sehr lebhaften Darstellungsweise, zu der schmucklosen, dennoch aber leidenschaftlichen Natürlichkeit der französischen Erzählung, wenn auch beide übrigens das gleiche Verdienst haben, ohne fühlende Reflexionen,

*) Es giebt poetische Bearbeitungen derselben in lateinischer, altfranzösischer, altenglischer, britannischer und isländischer Sprache. Außer den, von den trefflichen Brüdern Grimm in den Anmerkungen zum armen Heinrich (S. 88 ff.) gegebenen Nachweisungen, fanden wir noch in **Percy's relig. of anc. engl. Poetry, Vol. III. pref. p. XXVIII** eine Hinweisung auf **The two Knigthly brothers Amys and Amelion.**

**) Im Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeiten und Kunst auf das Jahr 1816, S. 843: aus einer Handschrift, welche überschrieben: „Der Seele Trost.“

bloß Thatsachen darzustellen, und durch solch' schlichte Darstellung rückhaltloser Liebe das Gemüth im Tiefinnersten zu bewegen, es, wie mit Lebensluft von kräuterreichen Bergeshöhen, zu stärken und uns zum bewußten Gefühle zu bringen, was ein sehr liebreicher frommer Mann schon vor einigen Jahrhunderten in Folgendem ausgesprochen: „unsere Liebe nimmt ihrer „Güte Maaß von des Geliebten Güte; ist gut, „wann sie etwas Gutes liebet, — ist böse, wann sie „liebet, das nicht gut ist. Sie falle aber den„noch auf's Gute oder auf's Böse, nichts „desto weniger bleibt Lieben lieblich und „süß in ihm selbst; machet darüber alles „träglich und leicht, das ohne sie zu tra„gen schwer wäre, wo nicht ganz unträglich!" *)

In Beziehung auf den wesentlichen Inhalt der beiden Erzählungen seien uns aber noch einige einleitende Bemerkungen erlaubt. Beide stellen eine unbeschränkte, überwältigende, wahrhaft heroische, aber keine von beiden eine christliche Freundschaft dar; denn in beiden waltet zwar ein höchst edelmüthiger, aber dennoch bloß natürlicher Trieb, welcher, als Leidenschaft, in der französischen Erzählung zum Widerrechtlichen, in der anderen sogar zum Widernatürlichen hinreißt. So möchten wir die Freundschaft in jener als eine französisch-, die in der andern als eine ger-

*) S. „Zwei alte geistreiche Büchlein D. Johannis von Staupitz, weiland Abts zu Salzburg. Cap. I."

manisch-heidnische oder natürliche bezeichnen, da wir nur diejenige als eine christliche ansehen können, deren unendlich in sich kreisendes Liebeleben keinen der größeren Liebeskreise der Familie, des Staates, der Menschheit, durchbricht, von welchen der kleinere Freundschaftskreis selbst erst sein Dasein, seinen Schutz und seine Berechtigung empfängt. Der Heide, oder bloße Naturmensch nimmt seinen Freund, wie er von Natur ist, und giebt sich ihm auf dieselbe Weise; dagegen der wahrhaft gebildete, oder was dasselbe ist, der durch das ächte Christenthum wiedergeborene Mensch ihn nimmt, wie er sein und werden soll, und auch sich ihm als ein solcher überläßt, der des gleichstrebenden Freundes würdig werden möchte. — Wohl ist die unendliche Liebe und Treue, wie sie uns in den vorliegenden Erzählungen dargestellt ist, so ergreifend, daß sie selbst in ihren Verirrungen noch lieb- und bewunderungswürdig erscheint; aber eben, weil ihr Zauber uns fast unwiderstehlich mit sich fortzieht, und, uns berauschend, uns leichtlich uns selbst entführt, darum mag immer von Neuem daran erinnert werden, daß derjenige edler und preiswürdiger ist, welcher sich es versagt, Almosen zu geben, um seine Gläubiger zu befriedigen, als wer seine Pflichten verletzt, um Anderen zu helfen. Wer freilich mehr in dem alten Testamente, als in dem neuen, oder mehr in jüdisch-christlichen Religionsbüchern als in der reinen Lehre

Christi die Bestimmungsgründe seines Handelns sucht, der wird in Abrahams Opferungsentschluß, in der vorgeblichen Hingabe des unschuldigen Gottessohnes zur stellvertretenden Gerechtmachung der Ungerechten, und in der Reinigung der aussätzigen Gewissen durch Abwaschung mit dem reinen Blute des Gekreuzigten, — eine Rechtfertigung des Amelius finden können, der auch auf eine, für göttlich von ihm gehaltene Weisung, der eigenen Kinder nicht verschont, um den, sonst unheilbar kranken, Freund zu retten. Auch muß diese Sage, als eine historische, allerdings von diesem letzteren Gesichtspunkte aus beurtheilt werden, und es darf hiernach ganz gerecht erscheinen, daß die beiden Freunde, wie Grimm berichtet (a. a. O. S. 187), „von der Kirche heilig gesprochen wurden;" denn die Kirche des Mittelalters war zum Theil wieder in das alte Testament und in das Heidenthum zurückgesunken. Aber die Reformation, und mehr noch die neueste Zeit, haben das reine Christenthum wieder an den Tag gebracht, und es eben so wohl von den alttestamentarischen und heidnischen Schlaken des Mittelalters, als von den naturalistischen Entstellungen der französischen Aufklärungszeit befreit, und hiermit uns einen höheren Maaßstab zur Würdigung der Liebe und Freundschaft verliehen. Jedenfalls würden Amicus und Amelius jetzt nicht mehr eine Stimme als *vom Himmel kommend* ansehen, welche Gesetzen und Pflichten widerspräche, die das Band der Familie, des Staatsvereines und der Menschheit knüpfen, denn diese

sind das Unverbrüchlichste, das Gewisseste, weil sie das Unentbehrlichste zum Bestande der Welt, und alles Andere nur gewiß wird durch Verknüpfung mit ihnen. Diderot aber, hätte er die Revolution durchlebt, und gesehen, wie die baare, durch Religion nicht gehaltene, nicht geläuterte Natur zu noch verwüstenderem, abscheulicherem Fanatismus sich fortreißen läßt, als eine, alles Natürliche verachtende Religion, er würde Felix und Olivier's Freundschaft nicht über Alles erhoben, und die Bedenklichkeiten des Geistlichen nicht alle verspottet haben. Er würde vielleicht inne geworden sein, daß nur die Liebe schon hier in den wahrhaften, sturm- und wolkenlosen Himmel einführen kann, welche immer und in Allem an die allgemeine Liebe und Ordnung sich anknüpft. Denn gedeihend und bleibend ist nur, was in dem Ewigen sich einwurzelt, ewig — nur die alles umfassende und ordnende und bewahrende Liebe, und so geleitet in den wahren, unsichtbar allgegenwärtigen Himmel nur die Eintracht mit dem gleich aufstrebenden Freunde, und ihr durchgreifender Einklang mit Gott und seiner Welt.

Die zwei Freunde von Bourbonne.

Es lebten hier zwei Menschen, die man die Orestes und Pylades von Bourbonne nennen könnte. Der eine hieß Olivier, der andere Felix. Geboren waren sie an demselben Tage, in demselben Hause, und von zwei leiblichen Schwestern. Auch von derselben Milch waren sie genährt worden; denn, da eine der beiden Mütter im Kindbette gestorben, übernahm die Andere die beiden Kinder. Sie wurden zusammen auferzogen, und waren immer von den Anderen abgesondert. Sie liebten sich, wie man athmet, wie man lebt, ohne daran zu denken; sie fühlten es in jedem Augenblicke und vielleicht noch nie hatten sie es sich einander gesagt. Olivier hatte einmal Felix das Leben gerettet, der sich für einen großen Schwimmer hielt, aber beinahe ertrunken wäre. Weder der eine, noch der andere erinnerte sich dessen weiter. Hundertmal hatte Felix seinen Freund aus verdrießlichen Händeln herausgezogen, in welche sein stürmischer Charakter ihn verwickelte, und niemals hatte dieser daran gedacht, ihm dafür zu danken; sie kehrten zusammen nach Hause zurück, ohne mit einander zu reden, oder indem sie von anderen Dingen sprachen. Als man für die Landwehr ziehen mußte, und das erste schwarze Loos auf

Felix gefallen war, rief Olivier gleich, „das zweite ist für mich.“ Sie hielten ihre Dienstzeit aus, und kehrten dann in die Heimath zurück; ob noch lieber einer dem anderen geworden, als vorher, könnte ich nicht gerade sagen; denn, wenn wechselseitige Wohlthaten überlegte Freundschaften befestigen, so thun sie vielleicht nichts zu jenen, die ich gern Seelen- und Haus-Freundschaften *) nennen möchte. Während des Krieges hatte Olivier bei einem Handgemenge in Gefahr geschwebt, daß durch einen Säbelhieb ihm der Kopf gespaltet werde; unwillkührlich schob Felix sich dazwischen und trug eine Schramme im Gesicht davon. Man behauptet, er sei stolz auf diese Wunde gewesen; ich aber glaube es nicht. Zu Hastembeck **) hatte Olivier seinen Freund aus dem Haufen von Todten herausgezogen, in welchem er zurückgelassen worden war. Wenn man sie befragte, sprachen sie zuweilen von der Hülfe, die sie, einer vom anderen, erhalten, allein niemals von derjenigen, welche einer dem anderen geleistet hatte. Olivier sprach von Felix, Felix von Olivier; aber sie lobten einander nicht. Einige Zeit nach ihrer Rückkehr in die Heimath — verliebten sie sich, und, wie der Zufall wollte, in ein und dasselbe Mädchen. Keiner wurde Nebenbuhler des

*) Amitiés animales et domestiques im Gegensatze von amit. réfléchies.

**) Diese Schlacht, welche am 28sten Juli 1757 geliefert, war vom Marechal d'Estrées gegen den Herzog von Cumberland gewonnen worden.

anderen; derjenige, welcher zuerst die Leidenschaft seines Freundes bemerkte, zog sich zurück: — es war Felix. Olivier heirathete, und Felix, des Lebens überdrüssig, ohne zu wissen, warum, warf sich auf allerlei gefährliche Gewerbe; das letzte war, daß er Schleichhändler wurde. Bourbonne, damals Hauptort der Subdélégation, gränzte an die Champagne, an Lothringen und an Franche-Comté, und es wurde dort viel Schleichhandel getrieben. Es gab damals vier Städte in Frankreich, in welchen über die Schleichhändler gerichtet wurde: Caen, Rheims, Valence und Toulouse, und das strengste Gericht von diesen Vieren war Rheims, wo ein gewisser Coleau den Vorsitz führte — die ingrimmigste Seele, die die Natur noch erzeugt hatte. Felix wurde mit den Waffen in der Hand ergriffen, vor den fürchterlichen Coleau hingeführt und zum Tode verurtheilt, wie fünfhundert andere, die ihm vorangegangen waren. —

Olivier erfuhr das Schicksal seines Freundes. — In der Nacht steht er auf von der Seite seiner Frau, und, ohne ihr etwas zu sagen, eilt er nach Rheims, wendet sich an den Oberrichter Coleau, wirft sich ihm zu Füßen, und fleht um die Gnade, Felix sehen und umarmen zu dürfen. Coleau sieht ihn an, schweigt einen Augenblick, und giebt ihm ein Zeichen sich zu setzen. Olivier setzt sich. Nach einer halben Stunde zieht Coleau seine Uhr heraus und sagt zu Olivier: „willst du deinen Freund noch lebend sehen und umarmen, so eile dich, er ist auf dem Wege; und wenn

meine Uhr richtig geht, so wird er, noch ehe zehn Minuten vorüber sind, gehangen sein.“ Olivier, außer sich vor Wuth, springt auf, versetzt dem Richter Coleau einen furchtbaren Stockschlag auf den Nacken, der ihn fast todt darnieder streckt, läuft dem Richtplatze zu, kömmt an, schreit, schlägt den Scharfrichter, schlägt die Gerichtsleute, und setzt den Pöbel, den solche Hinrichtungen entrüsteten, in Aufruhr. Steine fliegen, der befreite Felix entflieht; Olivier denkt nun auch auf seine Rettung; aber ein Polizeisoldat hatte ihm, ohne daß er es wahrgenommen, mit einem Bajonetstoß die Hüfte durchstochen. Er erreichte noch das Stadtthor, aber konnte nicht mehr weiter. Mitleidige Fuhrleute warfen ihn auf ihren Karren, und setzten ihn an der Schwelle seines Hauses, nur wenige Augenblicke vor seinem Dahinscheiden, ab; er hatte nur noch Zeit, seiner Frau zu sagen: „Liebes Weib, komm herbei, daß ich dich umarme; ich sterbe, — aber der Verschrammte ist gerettet.“ —

*

Felix, den Händen der Gerechtigkeit entkommen, warf sich in den Wald, in welchem er zur Zeit, als er Schleichhandel getrieben, alle Wege und Stege hatte kennen lernen, und suchte allmählig der Wohnung Oliviers sich zu nähern, dessen Schicksal ihm noch unbekannt war. Im Grunde des Waldes wohnte ein Köhler, dessen Hütte solcherlei Leuten zum Zufluchtsorte und zur Hinterlage für ihre Waaren und Waffen diente. Hierhin begab sich Felix, nicht ohne

öftere Gefahr, in die Fallen der Polizeimiliz zu gerathen, die ihm auf der Spur nachsetzte. Einige seiner Gefährten hatten die Nachricht von seiner Gefangennehmung dort hinterbracht, und der Köhler und die Köhlerin hielten ihn schon für gerichtet, als er ihnen erschien. Ihre Kinder, die sich bei der Hütte herum trieben, waren die ersten, die ihn sahen. Während er das jüngste liebkos'te, dessen Pathe er war, liefen die anderen in die Hütte und riefen: „Felix! Felix!" Vater und Mutter kamen heraus, denselben Freudenruf wiederholend; aber der Unglückliche war so erschöpft von Ermüdung und Hunger, daß ihm die Kraft fehlte, zu antworten, und er beinahe ohnmächtig in ihre Arme sank. Diese guten Leute halfen ihm, womit sie konnten, gaben ihm Brod, Wein und einiges Gemüse; er aß und schlief ein. Bei seinem Erwachen war sein erstes Wort: „Olivier! — Kinder, wißt ihr nichts von Olivier?" — „Nein," antworteten ihm diese. Er erzählte ihnen das Abentheuer von Rheims und brachte die Nacht und den folgenden Tag bei ihnen zu. Er seufzte, sprach den Namen Olivier aus, glaubte, sein Freund sei in den Gefängnissen von Rheims, und wollte dahin, wollte mit ihm sterben. Nicht ohne Mühe brachten der Köhler und die Köhlerin ihn von diesem Vorsatze ab. Gegen Mitte der zweiten Nacht nahm er seine Flinte, steckte einen Säbel unter den Arm, und, an den Köhler sich wendend, sagte er mit gedämpfter Stimme zu ihm: „Köhler!" — „Felix!" — „Nimm deine Axt und laß uns gehen." —

„Wohin?“ — „Schöne Frage! zu Olivier.“ — Sie gehen; aber eben, als sie aus dem Walde treten, werden sie von einer Abtheilung der Polizeimiliz umringt. — Es ist wohl unerhört, daß zwei Männer zu Fuß sich gegen einige zwanzig Reiter halten konnten; wahrscheinlich waren diese zerstreut und wollten ihre Beute lebend einfangen. Wie dem auch sei, das Gefecht war sehr heiß; fünf Pferde wurden verstümmelt und sieben Reiter niedergehauen mit Axt oder Säbel. Der arme Köhler blieb todt auf dem Platze, von einem Flintenschusse in die Schläfe getroffen; Felix entrann in den Wald, und da er eine unglaubliche Gewandtheit hatte, lief er von einem Orte zum andern, lud im Laufen seine Flinte, schoß, und gab Signale auf seiner Waldpfeife. Dieses Pfeifen, diese Flintenschüsse, in kurzen Zwischenräumen und von verschiedenen Seiten her, ließen die Reiter der Polizeimiliz befürchten, daß eine ganze Bande von Schleichhändlern dort versammelt sei, und so zogen sie sich eiligst zurück. Als Felix sie entfernt sah, kam er auf das Schlachtfeld zurück, nahm den Leichnam des Köhlers auf seine Schultern und ging den Weg zu dessen Hütte zurück, wo die Köhlerin und ihre Kinder noch schliefen. An der Thüre hält er ein, legt die Leiche zu seinen Füßen nieder, und setzt sich auf die Erde, den Rücken an einen Baum anlehnend, das Gesicht zum Eingang der Hütte hingewandt. Dies der Anblick, der die Köhlerin bei ihrem Austritte aus der Hütte erwartete. Sie erwacht, findet ihren Mann nicht an

ihrer Seite, sucht mit ihren Blicken Felix; — kein Felix! — Sie steht auf, geht hinaus, sieht, thut einen Schrei, — und sinkt zu Boden. Ihre Kinder laufen herbei, sehen, schreien, werfen sich hin auf ihren Vater, auf ihre Mutter. Die Köhlerin, durch den Lärm und das Jammern ihrer Kinder wieder zu sich selbst gebracht, reißt sich die Haare aus, zerfleischt sich die Wangen. Felix, unbeweglich am Fuße seines Baumes, verschlossen die Augen, das Haupt zurückgesenkt, stöhnt mit verlöschender Stimme ihnen zu: — „tödtet mich!" — Eine augenblickliche Stille trat ein; dann wieder begannen der Jammer und das Schreien, und Felix rief wieder: „Tödtet mich, Kinder, aus Mitleiden, tödtet mich!" So gingen drei Tage und drei Nächte in Trostlosigkeit hin. Am vierten Tage sagte Felix zur Köhlerin: „Weib, nimm deinen Quersack, thue Brod hinein und folge mir." Nach einem weiten Umwege durch Wald und Gebirge langten sie endlich am Hause Oliviers an, welches am Ende des Fleckens liegt, da wo die Landstraße sich in zwei Wege theilt, deren einer nach Franche-Comté, der andere nach Lothringen führt. Hier ist's, wo Felix den Tod Oliviers erfahren, und sich zwischen zwei Wittwen finden soll, deren Männer um seinetwillen erschlagen worden. Er tritt ein, und fragt mit Ungestüm (brusquement) Oliviers Frau: „wo ist Olivier?" Ihr Schweigen, ihre Kleidung, ihre Thränen verriethen ihm, daß Olivier nicht mehr sei. Er wurde ohnmächtig, sank zusammen und schlug wider

die Ecke des Backtrogs fallend, sich eine tiefe Wunde in den Kopf. Die zwei Wittwen hoben ihn auf; sein Blut floß über sie hin, und während sie mit ihren Schürzen es zu hemmen suchten, sagte er zu ihnen: „Und Ihr seid ihre Weiber, und Ihr sucht mir zu helfen!“ Und wieder wurde er ohnmächtig, kam wieder zu sich — und sprach mit Seufzen: „Warum ließ er mich nicht? Warum nach Rheims kommen? Warum ihn dahin gehen lassen?“ Und nun — kam er von sich, wüthete, wälzte sich auf der Erde, und zerriß seine Kleider. In einem dieser Anfälle zog er seinen Säbel und wandte ihn gegen sich selbst; aber die beiden Frauen warfen sich auf ihn und schrien um Hülfe. Die Nachbarn liefen herbei, man band ihn mit Stricken und es wurde ihm sieben bis achtmal zur Ader gelassen. Die Wuth ließ nach mit der Abnahme seiner Kräfte, und er lag wie todt während drei oder vier Tagen, worauf er dann wieder zur Besinnung kam. Im ersten Augenblicke schaute er rings um sich her, wie ein Mensch, der aus einem tiefen Schlafe kommt, und sagte: „wo bin ich? Weiber, wer seid Ihr?“ — Die Köhlerin antwortete: „Ich bin die Köhlerin.“ „Ach ja!“ versetzte er, — „die Köhlerin! . . . Und Ihr?“ — Das Weib Oliviers schwieg. — Da fing er an zu weinen, drehte sich um nach der Wand und sagte schluchzend: „Ich bin bei Olivier, ... dies ist Oliviers Bett, ... und die Frau dort, — sie war die seinige! Ach!“ — Die beiden Frauen verpflegten ihn so liebreich, sie flößten ihm so

viel Mitleiden ein, sie baten ihn so inständig, zu leben, sie erinnerten ihn auf so rührende Weise daran, wie er ihre einzige Hülfe sei, daß er sich von ihnen überreden ließ. Während der ganzen Zeit, die er in diesem Hause blieb, legte er sich nicht mehr zu Bette. In der Nacht ging er hinaus, irrte auf den Feldern umher, wälzte sich auf der Erde, und rief Olivier mit Namen. Eine der beiden Frauen folgte ihm und brachte ihn bei Anbruch des Tages zurück. — Mehrere Leute im Hause Oliviers wußten dieß, und unter diesen waren einige Uebelgesinnte. Die zwei Wittwen warnten ihn vor der Gefahr, in welcher er sich befand; — es war an einem Nachmittag; — er saß auf einer Bank, den Säbel auf den Knien, die Ellbogen auf einen Tisch gestützt, die beiden Fäuste auf seine beiden Augen gedrückt. Zunächst antwortete er nichts. Oliviers Frau hatte einen Sohn von siebzehn bis achtzehn, die Köhlerin eine Tochter von funfzehn Jahren. Plötzlich sagte er zur Köhlerin: „Köhlerin, geh, hole deine Tochter und bringe sie hieher." Er hatte einige Morgen Wiesen; er verkaufte sie. Die Köhlerin kam mit ihrer Tochter zurück; der Sohn Oliviers heirathete sie; Felix gab ihnen das Geld von seinen Wiesen; umarmte sie und bat sie weinend, ihm zu verzeihen. Sie gingen, in der Hütte sich niederzulassen, wo sie noch sind, und wo sie bei den andern Kindern Vater- und Mutterstelle vertreten. Die beiden Wittwen blieben bei einander wohnen, und Oliviers Kinder hatten einen Vater und zwei Mütter. —

Es ist nun ungefähr anderthalb Jahr, daß die Köhlerin gestorben ist; Oliviers Frau beweinet sie noch täglich. —

Eines Abends, als sie auf Felix Acht gaben, denn immer war es eine von beiden, die ihn nicht aus den Augen ließ, — sahen sie, daß er in Thränen zerfloß. Schweigend breitete er seine Arme nach der Thüre, die seine Kammer von der der beiden Frauen absonderte; dann machte er noch vollends sein Reisebündel zurecht. Sie sagten ihm nichts; denn nur zu gut sahen sie ein, wie nothwendig seine Abreise sei. Sie aßen alle drei zusammen zu Nacht — ohne ein Wort zu sprechen. In der Nacht stand er auf; die Frauen schliefen nicht, auf den Fußspitzen nahte er sich der Thüre. Hier blieb er stehen, sah zurück nach dem Bette der beiden Frauen, wischte sich die Augen mit seinen Händen und ging hinaus. Die beiden Frauen umklammerten sich einander mit den Armen und brachten die übrige Nacht mit Weinen zu. Man wußte nicht, wohin er sich geflüchtet; aber es verging selten eine Woche, in welcher er ihnen nicht einige Unterstützung zugesendet hätte. Der Wald, worin die Tochter der Köhlerin mit dem Sohne Oliviers lebt, gehört einem Herrn Leclerc von Rançonnières, der ein sehr reicher Mann und Herr eines andern Dorfes dieser Bezirke ist, welches Courcelles heißt. Eines Tages, als Herr von Rançonnières oder von Courcelles, wie es auch beliebt, in seinem Walde jagte, kam er an die Hütte von Oliviers Sohne. Er ging hinein, und fing mit

den Kindern, die sehr schön sind, zu spielen an. Er befragte sie; das Gesicht der Frau, die nicht übel aussieht, kam ihm wieder in Erinnerung; die feste Stimme des Mannes, der viel von seinem Vater hatte, flößte ihm Interesse ein; er vernahm das Schicksal ihrer Aeltern, versprach, um Gnade für Felix einzukommen, — bat darum, und erhielt sie.

Felix trat in Dienste des Herrn von Rançonnières, der ihn als Wildmeister (garde-chasse) anstellte. Zwei Jahre lebte er auf dem Schlosse von Rançonnières, während welcher er den Wittwen einen guten Theil seiner Besoldung zusandte, — als die Anhänglichkeit an seinen Herrn und der Stolz seines Charakters ihn in einen Handel verwickelten, welcher in seinem Ursprunge unbedeutend war, der aber die ärgerlichsten Folgen hatte. Herr von Rançonnières hatte zu Courcelles zum Nachbar einen Herrn Fourmont, Präsidialrath von Chaumont. Die beiden Wohnungen waren nur durch einen Gränzstein von einander abgesondert. Dieser Gränzstein hinderte das Thor des Herrn von Rançonnières und machte die Einfahrt von Wägen schwierig. Herr von Rançonnières ließ ihn einige Fuß weit nach der Seite des Herrn Fourmont hinausrücken; dieser schickte ihn eben so weit nach Herrn von Rançonnières Seite zurück und damit gab es nun Haß, Beleidigungen, — endlich einen Prozeß zwischen den beiden Nachbarn. Der Gränzsteinprozeß veranlaßte noch zwei, drei andere, weit beträchtlichere. So standen die Sachen, als eines Abends Herr von

Rançonnières, von seinem Wildmeister Felix begleitet, bei der Rückkunft von der Jagd, auf offener Landstraße dem Herrn Fourmont, und dessen Bruder, der Offizier war, begegnete. Dieser sagte zu seinem Bruder: „Bruder, was meinst du dazu, wenn man dem alten Schufte da eins in's Gesicht versetzte?" Diese Frage wurde nicht vom Herrn von Rançonnières, aber unglücklicherweise von Felix gehört, der, stolz zu jenem jungen Manne sich hinwendend, ihm zurief: „Mein Herr Offizier, wären Sie wohl tapfer genug, um sich auch nur dazu anzuschicken, dasjenige zu thun, was Sie eben gesagt haben?" In demselben Augenblicke stellt er sein Jagdgewehr zur Erde, und legt die Hand auf den Griff seines Säbels; denn ohne diesen ging er niemals aus. Der junge Mann zieht seinen Degen, geht auf Felix los; Herr von Rançonnières eilt herbei, schlägt sich in's Mittel und faßt seinen Wildmeister. Indessen bemächtigt der Offizier sich des Gewehrs, welches auf der Erde lag, schießt nach Felix, aber verfehlt ihn; — dieser erwiedert es mit einem Säbelhiebe, der dem jungen Manne den Degen aus der Hand schleudert, und mit dem Degen die Hälfte des Armes; und so gab es denn noch einen Criminalprozeß zu den drei oder vier Civilprozessen; Felix in's Gefängniß gesperrt, eine furchtbare Untersuchung, und in Folge davon ein Gerichtsherr seiner Stelle entsetzt und beinahe entehrt, ein Offizier von seinem Corps ausgeschlossen, Herr von Rançonnières durch Verdruß dahingerafft, und Felix, dessen Gefangenschaft noch

fortdauerte, aller Rache der Fourmonts ausgesetzt! Er würde ein trauriges Ende genommen haben, wenn Liebe ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Die Tochter des Kerkermeisters verliebte sich in ihn und erleichterte seine Flucht; und sollte dem nicht so sein, so wurde es doch allgemein behauptet. Er entfloh nach Preußen, wo er jetzt im Regiment der königlichen Garde dient. — Man sagt, er sei bei seinen Kameraden beliebt und selbst vom Könige gekannt. Sein Kriegsname ist — der Traurige. Oliviers Wittwe wird fortwährend von ihm unterstützt.

*

Felix starb, und die arme Frau würde mit ihren Kindern aus Mangel umgekommen sein, wenn sie sich nicht in den Wald zu ihrem ältesten Sohne geflüchtet hätte, wo sie ihres hohen Alters ungeachtet arbeitet, und, so gut es geht, an der Seite ihrer Kinder und Enkel, ihr Dasein fristet.

* * *

Und nun ein wenig Moral zum Schlusse; das steht so schön. Felix war ein Lump (gueux), der Nichts hatte; Olivier war ein anderer Lump, der Nichts hatte; saget eben so viel von dem Köhler und der Köhlerin, und den übrigen Personen dieser Erzählung, und schließet daraus, daß im Allgemeinen es nicht leicht ganze und dauerhafte Freundschaften geben kann, als zwischen Menschen, die Nichts haben. Ein Mensch ist dann der ganze Schatz (fortune) seines Freundes, und sein Freund ist ganz der seinige. Daher die Wahrheit

des Erfahrungssatzes, daß das Unglück die Liebesbande fester schlingt, und der Stoff zu einem kleinen Paragraphen mehr für die erste Ausgabe des Buches vom Geiste *).

Von zwei Gesellen.

Liebes Kind, du sollst nicht ungetreu sein, noch falsch. Wenn du Treue gelobest, sollst du Treue halten und leisten. Nimm ein Beispiel an zwei Gesellen, von denen ich dir erzählen will.

Zwei Kinder wurden in einem Lande geboren, die hatte Gott einander so gleich gemacht, daß Niemand eines vom andern unterscheiden konnte. Das eine war eines Grafen Sohn, und das andere war eines Ritters Sohn. Diese Kinder taufte der Papst zu Rom, und nannte des Grafen Sohn Amelius und des Ritters Sohn Amicus, und gab ihnen zwei Näpfe von edlem Holze, die einander völlig gleich waren, und diese zwei Kinder gelobten einander getreue Gesellenschaft; — so lange sie lebten, wollten sie sich nicht scheiden **). Des Amicus Vater starb und die

*) Das Buch vom Geiste (de l'Esprit), von Helvetius, war im Jahre 1758 erschienen.

**) Vgl. was schon Julius Cäsar (de bello gall. L. III. c. 22.) von den gallischen Gesellenschaften berichtet, die man Solburier nannte.

ungetreuen Herren entfremdeten ihm all' seines Vaters Erbe und Gut. Da wußte er keinen andern Ausweg, und wanderte zu seinem Gesellen Amelius. Den fand er nicht daheim, denn Amelius war zu Amicus Hause gewandert und wollte ihn trösten. Dies wußte Amicus nicht, und so suchten sie sich, einer den andern, von Stadt zu Stadt, wohl ein ganzes Jahr. Unterdessen kam Amicus in eines Ritters Haus, der ihm seine Tochter gab. Darnach, als die Hochzeit vorüber war, da ließ Amicus nicht ab; er suchte seinen Gesellen Amelius. Da begegnete ihm ein Pilgrim; dem gab Amicus seinen Rock, damit er Gott bitte, daß er ihn seinen Gesellen finden lasse, und ersuchte ihn, wenn er Amelius irgendwo sähe, ihm zu sagen, daß er ihm nach Paris hin nachfolgen möge. An demselben Tage begegnete der Pilgrim dem Amelius, der schlechte, schnöde Kleider anhatte, und im Antlitze wie Amicus gestaltet war. Da wähnte der Pilgrim, es sei Amicus, und verwunderte sich sehr, wo sein Pferd und seine Kleider hingekommen wären? Da sprach Amelius zu dem Pilgrim: „Du umwanderst des Landes viel; hast du meinen Gesellen Amicus irgendwo gesehen?“ — Da antwortete der Pilgrim: „warum fragest du mich um Amicus; du bist doch Amicus, und gabst mir heute diesen Rock und fragtest mich um deinen Gesellen Amelius; da hattest du Pferd und Knecht; wo sind die nun hingekommen?“ — Da sprach Amelius: „Ich bin nicht Amicus; ich bin ihm von Angesicht gleich, und heiße

Amelius." — Da sprach der Pilgrim: „Du findest Amicus zu Paris." — Und da fand er ihn, und ihnen ward beiden wohl' zu Muthe. Sie umhalsten und küßten sich einander, und gingen beide an König Karolus Hof. Der König nahm sie auf unter sein Hofgesinde, und sie dienten ihm so wacker, daß Jedermann sie lieb hatte.

Darnach zu einer Zeit zog Amicus heim zu seiner Hausfrau, und ließ Amelius an des Königs Hof. Da hatte der König eine Tochter; die hatte Amelius lieb. Einstmals betrog ihn die Versuchung, als er die Jungfrau allein hatte, und that ihr Gewalt an; darüber war sie sehr betrübt. Da war an dem Hofe ein Graf, dem Amelius besonders freundlich gesinnet war. Diesem sagte er sein Geheimniß und fragte ihn um Rath. Der Graf bewies ihm Untreue und verrieth ihn bei dem Könige. Der König wurde zornig und fragte die Tochter um die Sache. Sie sprach, der Graf möge das bezeugen, aber er werde es nicht thun können. Da sprach der König: „Euer einer soll den andern bestehen im Kampfe." — Diese Mähre vernahm Amicus, und zog hin an des Königs Hof und fragte Amelius um die Sache, und Amelius bekannte es vor ihm, daß er der Jungfrau Gewalt gethan hatte. Da sprach Amicus: „So hast du bös fechten, indem du schuldig bist. Auch will ich dir eine Treue beweisen. Nimm mein Pferd, meine Kleider und meinen Knecht, und fahre hin zu meiner Hausfrau. Sie erkennet dich nicht. Ich will hier

für dich kämpfen. Ist es, daß ich sterbe, so behalte du mein Weib; ist es, daß mir Gott hilft, so komme wieder zu mir.“ — Und es geschah, daß Amelius hinritt zu Amicus Haus und zu seiner Hausfrau, und sie empfing ihn, als sei er ihr Mann; denn er war gerade so gestaltet, wie Amicus. — Indessen gewann Amicus den Kampf. — Des Abends, als sie schlafen gingen, nahm Amelius sein Schwert und legte es zwischen sie beide und sprach zu ihr: „Berührest du mich, ehe ich weiß, wie es meinem Gesellen geht, so kostet es dich dein Leben.“ — Darnach kam ihm ein Bote, daß er zu seinem Gesellen kommen möge. — Und er that seine Kleider wieder an und der König gab ihm seine Tochter. — Diese Dinge hielten Amicus und Amelius unter sich geheim, daß es Niemand wußte.

Darnach über eine lange Zeit, da plagte Gott Amicus, daß er aussätzig wurde. Da ging seine Hausfrau mit allen ihren Freunden hin und trieben ihn aus all' seinen Gütern *), und er war krank und übel gestaltet, und kein Mensch wollte mit ihm zu thun haben. Da mußte er ein Bettler werden und er ging von Haus zu Haus um sein Brod, und — hatte von all' seinem Gut nichts mehr als den Napf, den ihm der Papst gegeben hatte. Daraus trank und

*) Daß dies häufig den vom Aussatz oder der sogenannten Miselsucht Befallenen geschah, beweisen die Grimm a. a. O. S. 165.

aß er. Da wanderte er zu seines Gesellen Haus und wollte sehen, ob Amelius ihn nicht kennen wollte. Und er kam vor sein Thor und rief: „Gebet dem armen Aussätzigen etwas, um Gottes Willen!“ Da hatte Amelius den Napf, den ihm der Papst gegeben hatte, vor sich auf dem Tische stehen. Und er sprach zu seinem Knechte: „Nimm den Napf und gieb dem armen Menschen, was darin ist, in seinen Napf, daß er trinke, und gieb ihm auch dazu, daß er esse. Der Knecht that, wie ihm geboten war, und als er zurück kam, da sprach er also zu seinem Herrn: „Herr, der Mann hat einen Napf, der ist gestaltet wie Euer Napf.“ Als der Herr das hörte, da stand er vom Tische auf und trat vor das Thor zu dem Manne, und nahm ihn in seine Arme und küßte ihn auf seinen Mund und sprach: „Amicus, mein lieber Freund, sei Gott und mir willkommen. Alles, was ich habe, das ist dein *).“ Dann fragte er, wie er so arm geworden wäre? Da antwortete ihm Amicus: „Nun mich Gott geplagt hat mit dieser Sucht, verschmäht mich meine Hausfrau und alle meine Freunde, und haben mich vertrieben!“ Da sprach Amelius: „Du sollst bei mir bleiben, so lange du lebest.“ So that Amicus und diente Gott mit großer Innigkeit.

---

*) Sehr schön spricht in einer ähnlichen Erzählung in den sieben weisen Meistern der eine Freund zum andern „halber Theil meiner Seele.“

Da wollte unser Herr vollkommene Treue an ihm beweisen und er sandte seinen heiligen Engel und der sprach zu ihm: „Willst du gesund werden, so gehe zu deinem Gesellen Amelius und sage ihm, daß er seine zwei Kinder tödte und besprenge dich mit dem Blute; so wirst du gesund werden *).“ — Als Amicus Amelius das sagte, da wurde er beides, betrübt und erfreut: er wurde betrübt, weil es ihm schwer war, seine eigenen Kinder zu tödten, und er war erfreut, daß sein Geselle gesund werden möchte. — Eines Tages, da seine Hausfrau in der Kirche war, da ging er in seine Kammer, wo seine Kinder auf dem Bette lagen. Da lachten sie ihn an; er aber sprach zu ihnen betrüblich: „Ach, liebe Kinder, ihr lachet mich an; ihr wisset nicht, daß ich euch tödten soll!“ Und er zog sein Schwert und

*) Wie uralt und allverbreitet der Glaube war, daß Krankheiten, welche den ganzen Organismus infizirt hatten, nur durch reines Blut und namentlich aus Liebe sich hingebender Menschen geheilt werden könnten, haben die Brüder Grimm a. a. O. S. 177 durch zahlreiche Zeugnisse dargethan, so daß selbst noch im Pentamerone (III. 9.) der große Türk, der den Aussatz hat, nur geheilt werden kann, wenn er sich im Blute eines großen Fürsten badet. — Wir fügen jenen Zeugnissen noch folgendes bei: In einem Gedicht von Saadi (geb. 1171) welches wir in Meißners Quartalschrift für ältere Liter. 8. III. S. 84 übersetzt fanden, wird einem kranken Könige gerathen, um zu genesen, die Leber eines vierzehnjährigen Knaben zu verzehren. Den König rührt aber des Knaben Ergebenheit im entscheidenden Augenblicke; er verzichtet auf seine Heilung und wird nun durch Gottes Gnade gesund.

tödtete seine Kinder und sprach: „O Herr Jesu Christ! sieh diese Marter an, und verweis es mir nicht; denn ich thue es aus rechter Treue!“ — Und er nahm das Blut und besprengte Amicus damit, und Amicus wurde gesund und die Frau wußte es nicht, daß ihre Kinder todt waren. Da war Amelius froh, daß sein Geselle gesund worden war, und doch ging er betrüblich auf die Kammer, worin die Kinder lagen. Als er sie ansah, — da lachten die Kinder beide, und spielten, und jedes betete seinen Vater an, und jedes hatte einen rothen Striemen um den Hals, gleich einem seidenen Faden; den behielten sie, so lange sie lebten. Da dankte Amelius unserem lieben Herren, und sagte diese Dinge seiner Hausfrau. Da gelobte sie Keuschheit unserem lieben Herren, die wollte sie halten bis in ihren Tod.

Als die zwei Freunde todt waren, da grub man jeglichem ein Grab. Da fiel das eine Grab ein. Da wollten die Leute wissen, was das bedeute, und gruben das Grab auf, und fanden Nichts darin. Da grub man das andere Grab auf, da waren sie beide darin zusammen gekommen *).

---

*) Mit Recht erwähnen die Grimm (a. a. O. S. 194) der herrlichen Mythe, daß, als der sterbliche Castor gestorben, der „unsterbliche Pollux mit ihm theilt, und beide zusammen einen Tag im Grabe liegen, daß sie den andern beide im Himmel sein können.“

Und Amicus Weib, die ihn vertrieben hatte, der brach der Teufel den Hals entzwei.

Liebes Kind, dies soll dir eine Lehre sein, und sei getreu! —

Leipzig, 1831.
G. Wolbrecht'sche Buchhandlung.



